



Ordensleben

Hermann Schalück OFM

„Im Korn die Blüte und im Ei den Adler sehen“

*(Impulse für das geistliche Leben heute **

Einleitung

Lieber Herr Bischof Dr. Mussinghoff, liebe Schwestern und Brüder!

Unser Thema habe ich etwas „blumig“ formuliert, mit Bildern aus dem Weisheitsschatz des Fernen Ostens. Poesie ist ja ganz schön, wird man da sofort einwenden können. Aber die Wirklichkeit unserer Kirche und auch der Ordensgemeinschaften sei ja in der Tat nicht immer blumig und schön. Was sagt ein nüchterner Blick in die Gegenwart? Haben wir eine Zukunft? Welche Zukunft?

Um es vorweg zu sagen: Ich möchte versuchen, Perspektiven der Hoffnung aufzuzeigen. Im Evangelium selber finden wir ja die Perspektive des Samenkorns, das ohne unser Zutun wächst, auch im Winter. Was aber vom Sämann erwartet wird, ist eine Haltung der Geduld, Zuversicht, Hoffnung.

Ich kann an den Anfang auch ganz unpoetisch die Frage stellen: Aus welchen inneren Kräften leben wir? Aus welchen Quellen trin-

ken wir? Was macht den christlichen Glauben, die christliche Gemeinde, eine Ordensgemeinschaft „zukunftsfähig“? Was können Glaube und christliche Gemeinde und unsere Ordensgemeinschaften dazu beitragen, dass das Evangelium und die Botschaft vom Wachstum des Reiches Gottes weiter verkündet und die Welt dadurch verwandelt wird? Welche Perspektiven haben wir?

Unserer Welt und unserer Schöpfung ist zugesagt, dass sie nicht nur „überleben“, sondern Leben „in Fülle“ (Joh. 10,10) und eine gute Zukunft haben wird. Und wir halten Ausschau nach Perspektiven, auch für uns nicht im luftleeren Raum, sondern in einer Welt der vielgestaltigen Formen von Angst und Einsamkeit, der Gewalt, des Terrors, der strukturellen Ungerechtigkeiten, der „Verdunstung“ des Glaubens, der scheinbaren religiösen „Sprachlosigkeit“, des angeblichen religiösen „Analphabetentums“ vieler Menschen in postmoderner Zeit. Um das Thema und unseren nachfolgenden Austausch „auf



den Punkt“ zu bringen, biete ich Ihnen gern die folgenden Überlegungen und Hinweise an.

Mit den Augen des Herzens die Welt erfahren

Im letzten Monat besuchte ich ein Klarisenkloster am Stadtrand von Windhoek im fernen Namibia. Wir tauschten uns über Formen christlichen Lebens und die Weitergabe des Glaubens in Europa, Afrika und Asien aus. Ich erzählte, wie wichtig mir ein Wort aus Asien geworden sei: „Es kommt darauf an, Brunnen zu graben, bevor der Durst kommt.“ Gerade im säkularen und postmodernen Europa sei es wichtig, aber auch äußerst schwierig, die Grundanliegen christlicher Lebenskultur und Spiritualität mit klarem Profil zu leben und anderen zu vermitteln. Ich sagte, auf dem weiten Markt der kurzfristigen religiösen und esoterischen à-la-carte-Angebote falle es uns zunehmend schwer, das unterscheidend Christliche deutlich zu machen, z. B. die persönliche Gotteserfahrung, die Anbetung des Geheimnisses, die persönliche Bindung an die Person Jesus Christus, das mutige Aufspüren von Spuren des Reiches Gottes, seines Friedens und seiner Gerechtigkeit, mitten unter uns. Es falle uns auch schwer, Formen von Gemeinde und Gemeinschaften zu erhalten oder neu zu finden, die solche Werte und Lebensformen sichtbar verkörpern und auch junge Menschen anziehen. Auch das Gebet und die Feier der Eucharistie habe, so fügte ich hinzu, für viele bei uns nicht unbedingt mehr einen selbstverständlichen Platz.

Eine junge afrikanische Ordensfrau kam mir freundlich mit einem Kapitel afrikanischer Weisheit zu Hilfe. Sie sprach von den verschiedenen Arten des Sehens und Erfahrens; „Ihr Europäer und Nordamerikaner seid zweidimensionale Menschen. Außerdem habt ihr nur zwei Augen. Der Afrikaner dagegen ist überzeugt: Jeder Mensch wird mit vier Augen geboren. Zwei im Kopf und zwei

im Herzen. Bei den meisten Menschen sind die Augen des Herzens leider geschlossen bis zur Stunde des Todes. Wenn aber die Augen des Kopfes sich schließen, öffnen sich die Augen des Herzens. Sie sehen dann Dimensionen unserer Wirklichkeit, die ihnen bis dahin verschlossen waren. Doch es gibt auch Menschen, bei denen die Augen des Herzens sich schon zu Lebzeiten öffnen. Darum sehen sie mehr und tiefer als ihre Zeitgenossen.“

Wir brauchen auch bei uns, so meine ich, einen vertieften Blick des Glaubens auf unsere komplexe Welt. Vor allem, weil eine so oberflächliche Flut von Worten und Bildern täglich auf uns einstürzt. Wir brauchen einen „kontemplativen“ Blick. Und Kontemplation – ich möchte sie hier bezeichnen als Sehen mit den Augen des Herzens. Martin Buber hat gesagt: „Von der Welt wegblicken, das hilft nicht zu Gott. Auf die Welt hinstarren, das hilft auch nicht zu ihm. Aber wer die Welt in ihm schaut, der steht in seiner Gegenwart.“

So möchte ich sprechen von einer Form der Mystik und Kontemplation nicht nur im eigenen Herzen, nicht nur in den eigenen vier Wänden oder in spirituellen Biotopen, sondern mitten in der Welt: Es geht um die Erneuerung einer Lebenskultur aus dem Glauben, die das Herz und die Sinne schärft für das, „was uns unbedingt angeht“ (P. Tillich), für Grunderfahrungen und -werte, die unserem Leben bei allem Wandel Sinn und Bestand geben. Wichtig sind (sollten sein) in einer geistlichen Lebenskultur und in der Nachfolge Jesu nicht die Kriterien der „Leistung“ und der „Produktion“ und der großen Zahlen. Wichtig sind vielmehr Erfahrungen wie diese: Ich weiß mich angenommen und getragen von meinen Brüdern und Schwestern, von einer gläubigen Gemeinschaft und von Gott. Ich weiß mich geliebt. Ich werde beurteilt nach dem, was ich bin – nicht zuletzt als Ebenbild Gottes – auch in meinen Grenzen und Fehlern, und nicht vorrangig nach dem was ich leiste. Christen, und Or-



denschristen insbesondere, sind doch Zeuginnen und Zeugen für den Gott, der sich als Liebe, Erbarmen, Beziehung, Zustimmung zur Schöpfung und ihrer Schönheit geoffenbart hat. Diese Mystik ist ständige Einübung in den Glauben mitten im Leben. Sie ist die prophetische Spürnase aller Christinnen und Christen des kommenden Jahrtausends für die „Zeichen der Zeit“, für Heil oder Unheil, Schönes und Erschreckendes. „Neues kommt, merkt ihr es denn nicht?“ (Jes 43, 16ff). Eine solche Mystik in „heutiger“ Spiritualität würde in der Tat lehren, Brunnen zu graben, bevor der Durst uns zum Erliegen bringt. Denn sie lehrt jenen Tiefenblick, der nach einem asiatischen Sprichwort „im Korn die Blüte und im Ei den Adler“ erkennt. Jesus selber kehrte von der Begegnung mit dem Vater „am einsamen Ort“ (Mt 14,23), auf dem Berg und in der Wüste, in die Menge, zu den Armen, Kranken und Hilfesuchenden zurück. Auch unsere Kirchen und Gemeinden werden in der Nachfolge Jesu ihren unverzichtbaren Platz in der neuen Gesellschaft entdecken, wenn sie im Zeichen-, Sprach- und Bilderkult der säkularen Mediengesellschaft eben auch „anders“ sind, nämlich menschenfreundlich, gastfreundlich, einladend und kommunikativ und mit einer besonderen Aufmerksamkeit für die Schwachen, Armen, Langsamen und Fußkranken unserer Gesellschaft.

Ein kontemplativer „Durchblick“ bzw. Tiefenblick gehört m. E. wesentlich zur Nachfolge Jesu. Er ist kein Gebot und keine zusätzliche Last. Er ist „heil“-sam, er ist freundlich zum Leben. Über das Nebensächliche, Entbehrliche, Überflüssige, Gefährliche, Destruktive, ja Tödliche hinaus geht der Blick darauf, was mich wirklich sinnvoll leben lässt, was Mitte und Fundament meines Lebens zu sein verdient. Die Kultur des Zweckfreien, der Kontemplation, der Stille ist die Musik, die uns auf einen sanften Lebensrhythmus einschwingen und tiefere Quellen erschließen lässt. Vor allem wird in der Kontemplation eine Grunddimension der Nachfolge Je-

su sichtbar. Nur wer „lassen“ kann, sogar sein Leben, wird sein Leben sinnvoll leben („sein Leben gewinnen“). Solches „Lassen“ ist nicht Passivität, sondern schließt die aktive Bereitschaft ein, das Mögliche und Notwendige selber zu tun.

Es gibt die Erzählung von einem Schreinermeister, der unermüdlich schaffte und auch wahrlich Großes und Schönes zu gestalten wusste. Die Nachfrage nach seinen Arbeiten war groß. Eines Tages freilich sah ein Freund ihn mit letzter Kraft an einem Baumstamm beschäftigt. Aber die Arbeit ging nicht voran, und der Freund riet, doch vielleicht wieder einmal die Axt zu schärfen. Der Schreiner antwortete, dazu habe er keine Zeit, die Arbeit dränge zu sehr. Und so schaffte er weiter bis zur völligen Erschöpfung. Mir kommt auch eine Stelle aus dem „Huckleberry Finn“ von Mark Twain in Erinnerung: Da ist die Rede von tapferen Ruderern, die zu einem bestimmten Zeitpunkt völlig die Orientierung verlieren. Um nun diesen Mangel auszugleichen, fällt ihnen nichts besseres ein, als die Anstrengungen beim Rudern zu verdoppeln. Ist das vielleicht auch die Situation vieler Gemeinden und Ordensgemeinschaften bei uns?

Ich meine jedenfalls: Wir brauchen eine neue Aufmerksamkeit nach innen, für die innere Stimme, die Fehlhaltungen überwinden hilft und aus der Tiefe neue Kraft schöpfen lässt. Dazu ist es notwendig, ein inneres Gespür zu haben für das, was wichtig ist und was nicht; für das, was an einem ganz bestimmten Abschnitt des Lebens nun „fällig“ ist und was nicht. Im persönlichen und familiären Leben kann eine qualifizierte Beratung einen „Durchbruch“ schaffen, im Berufsleben ein Seminar zur Weiterbildung und Vertiefung. Die Kirchen, die Gemeinden und geistlichen Gemeinschaften schließlich bieten unzählige Formen von Einkehrtagen, Exerzitien, Phasen und Formen „geistlicher Begleitung“ an. All diese Formen zur „Entwirrung“ einer Situation, in der positive Lebensenergie blockiert ist, der Hilfen zum menschlichen und



geistlichen Wachstum, sind aber m. E. um so fruchtbarer, als sie nicht nur eine Technik vermitteln, sondern Tiefenschichten unseres Lebens berühren. Ich bin sogar überzeugt: Wir bedürfen stärker denn je zuvor der heilenden Kraft der „kontemplativen Haltung“, und das nicht nur im Binnenraum der Kirche und der Klöster. Denn unter Kontemplation verstehe ich nicht nur die Berufung jener Frauen und Männer, die – zumeist in der „Klausur“ – ihr Leben ausschließlich oder vorrangig dem Gebet und der Anbetung weihen.

Vier Aspekte möchte ich besonders betonen: Zunächst: Kontemplation schafft Beziehung. Sie führt zwar oft in die absolute Stille und Einsamkeit. „Es gibt nichts, was Gott ähnlicher ist als die Stille“ (Meister Eckhart). Wichtiger aber: Sie schafft Beziehung zu Gott, zu Jesus Christus, zur Schöpfung, zu den Menschen. Weiter: „Weniger“ ist oft „mehr“. Krampfhaftes „Rudern“ führt zu nichts, wenn ein Blick auf den Kompaß oder das aufmerksame Studium einer Karte am Platze wäre. Drittens: Solches „Lassen“ ist nicht Passivität, vielmehr die aktive Bereitschaft, sich beschenken zu lassen: „Das Wort des Lebens kannst du dir nicht selber sagen“. Ich habe den Grundgedanken auch im chinesischen Tao gefunden, wo es heißt: „Wesentliches Tun erfordert Nicht-tun“. Und schließlich: Christliche Kontemplation führt nicht in die Weltflucht, sondern in die Solidarität. Jesus selber kehrte von der Begegnung mit dem Vater „am einsamen Ort“ (Mt 14,23), auf dem Berg und in der Wüste, in die Menge, zu den Armen, Kranken und Hilfesuchenden zurück. Ich füge auch noch ein Wort von W. Herbstrith an: „Geistliche Tiefe ist nicht Schweben im Himmel wolkigen Gefühls. Geistliche Tiefe ist erschreckend konkret: Sie zeigt sich und wächst im liebevollen Blick auf die anderen, in der Zuwendung zu ihnen, in kleinen, alltäglichen Gesten: einem Lächeln, einem freundlichen Wort, einer Aufmunterung, einer Handreichung, einem milden Urteil. Sonst ist alles Schall und Rauch.“

Spiritualität mit Wurzeln und Flügeln

Visionen, so habe ich einmal gelesen, sind wie Sterne: Du kannst sie sehen. Es macht Freude, sie zu betrachten. Sie geben denen, die sie „lesen“ können, im Dunkeln Orientierung. Aber erreichen, sie gar „vom Himmel holen“, das wirst du nie. Etwas anderes kommt heute hinzu: Visionen, „Utopien“ gar, haben zumindest in unserer zeitgenössischen westlich orientierten „Instantgesellschaft“ mit ihrer fast allumfassenden superschnellen „Marktorientierung“ kaum Konkunktur. Was in Wirtschaft und Politik zu zählen scheint, ist die Fähigkeit, immer rascher kurzfristige Trends wahrzunehmen und auf sie möglichst „effektiv“ zu reagieren. In überschaubaren Zeiträumen klar benennbare Ziele zu erreichen. Die regelmäßig erscheinenden Wirtschaftsprognosen und Politbarometer sind dafür ein Indiz. Zudem gibt es gegenüber den „Visionen“ von politischen und religiösen Schwärmern und offenen und geheimen „Verführen“ zu Recht ein tiefes Misstrauen.

Nun gehören Visionen aber zum Grundbestand unserer persönlichen und gemeinschaftlichen Glaubensgeschichte. Und nicht nur im Christentum schlummern Vorahnungen von dem, was sein sollte und vielleicht sein könnte: Messianischer Friede soll sich eines Tages über die ganze Schöpfung legen, die jetzt noch seufzt und in „Wehen“ liegt. Lamm und Wolf werden friedlich nebeneinander leben. Menschen werden einander und der Erde keine Gewalt mehr antun. In der neuen Welt unter der Herrschaft Gottes werden Erde und Biosphäre ein einladendes und bewohnbares Haus für alles darstellen, in dem das, was allen gehört, auch gerecht verteilt wird.

Und vergessen wir nicht die biblischen „Visionen“ von einer geschwisterlichen Kirche, vom Verzicht auf Macht und Herrschaft unter den Rassen, Kulturen und Geschlechtern. Aber solcherart „Visionen“ sind eben doch alles andere als wirklichkeitsfremde Phantas-

tereien. Sie schenken Leben. Eine Frau, Maria von Nazareth, singt das Lied von Sturz der mächtigen Herrscher, die die Welt unterjochten. Franz von Assisi hat durch seinen Dialog mit dem Sultan mitten im Getümmel der Kreuzfahrerschlacht in visionärer Weise der Kirche ihren jesuanischen Weg als „Sakrament des Friedens“ gewiesen, obwohl Feldprediger noch im 20. Jahrhundert vom Krieg als „Sakrament“ reden sollten. Der Dominikaner Las Casas predigte in Zeiten gewaltsamer Missionsmethoden von der gleichen Würde aller Rassen, Völker und Geschlechter. Und Martin Luther King hatte mit seinem Traum von der endgültigen Befreiung seiner schwarzen Brüder und Schwestern doch eine ungeahnte, auch politisch wirksame Ausstrahlung. Widerlegt wurden diese Visionen und ihre Vorkämpferinnen und Vorkämpfer jedenfalls nicht.

Aber Visionen können auch austrocknen und verblassen. Wo sind heute, nicht zuletzt in den von starker „Binnenorientierung“ geprägten Kirchen, die weiteren Horizonte von Solidarität und Gerechtigkeit, aber auch von Glück, Schönheit und neuer Sprache? Vor allem fragen sich Christinnen und Christen in den Orden bei uns in Europa immer mehr, ob die Vision des Propheten Zacharias noch gilt, nach der uns Zeit- und Weggenossen am Ärmel zupfen und im Blick auf unsere Gemeinden sagen müssten: „Wir möchten mit euch gehen. Denn wir haben gehört, dass Gott mit euch ist“ (vgl. Zach 8,23). Kann Glaubenserfahrung, zumindest in den real verfassten Kirchen bei uns, noch wirklich „beflügeln“? Sollten aber nicht gerade Ordenschristen Zeugnis davon geben, dass wirklicher Glaube zum Leben und zur Freiheit beflügelt?

Wir sollten uns die „Vision“ nicht nehmen lassen, dass Gott sich gerade auch in unseren postmodernen Zeiten als Gott des Lebens, als Freund der Armen, als Liebhaber seiner eigenen Schöpfung erweisen kann. Es gibt doch Gott sei Dank immer noch viele bunte Regenbögen, Zeichen seiner bleibenden An-

wesenheit und Treue, über ermutigende Zeichen von Leben und lebenswerter Zukunft, innerhalb und auch außerhalb unserer Kirchen. Aber dies lässt sich nicht herbeireden. Unabdingbar ist, dass Menschen sich gerade in einer oft „wurzellos“ erscheinenden, von den schnellen Bildern und lauten Tönen geprägten Gegenwart ihrer Herkunft, Geschichte und Wurzeln erinnern. Wir bleiben dann in lebendigem Austausch mit einer Grunderfahrung. Es gibt eine Vision, die uns aus den Wurzeln unseres Glaubens zuwächst und die uns gerade heute durch Zeuginnen und Zeugen in allen Kulturen überliefert wird: Die Anerkennung Gottes, seiner „Herrschaft“, seiner Gestaltwerdung in Jesus kann ungeahnte Freiheit schenken. Die in kontemplativer Grundhaltung erneuerte Erfahrung von meiner Verwurzelung in der Schöpfung als einer Manifestation Gottes, meiner Verwurzelung im Erdreich einer Welt, deren Ziel die Vollendung und nicht die Zerstörung ist, ermutigt zum Leben und zur Zukunft, setzt Kräfte frei, die ich aus mir selber nicht habe. Im letzten geht es doch darum, ob wir auch im postmodernen Heute und unbekanntem Morgen eine „sakramentale Lebenskultur“ zu erhalten, zu pflegen und kreativ zu entwickeln in der Lage sind: Es gibt heilsame Kräfte und Lebensströme, die dazu befähigen, realistisch an der Vision einer besseren und gerechteren Welt festzuhalten. Für den Christen heißt dies, aus dem Wort der Schrift die Zeichen der Zeit zu deuten, das Gedächtnis des Auferstandenen zu begehen, bis er wiederkommt und in der Interpretation der „Zeichen der Zeit“ auch zu erfahren, dass vielleicht eine neue „Zeit der Zeichen“ anbrechen will. Dafür, dass Gott diese Schöpfung liebt.

Unseren Kirchen täte Mut zu Visionen gut. Es geht dabei ja um nicht mehr und nicht weniger, als um die Fähigkeit, die „Leidenschaft“ Jesu für die Welt in unsere Zeit zu übersetzen. Bei Ireneus von Lyon ist dazu zu lesen: „Die Kirche teilt die Jugendlichkeit des Herrn, wenn sie seine Kraft empfängt und



den Menschen davon mitteilt. Wenn sie seine Vision lebt und verkündet.“ In Afrika habe ich das Wort gehört: Je höher der Baobab-Baum, desto tiefer seine Wurzeln. Standfestigkeit, aber auch weite Horizonte hat nur der Mensch, der seine Ursprünge kennt. In China heißt es sogar: „Finde deine Wurzeln, dann kannst du fliegen.“ Und der amerikanische Theologe Jay B. McDaniel, spricht davon, dass das Christentum auf dem Weg in ein postmodernes Zeitalter sich von zwei Gefahren bedrängt sehe. Auf der einen Seite von einem „wurzellosen Konsumverhalten“ (rootless consumerism), das kaum kritische Distanz zu den Gefährdungen der Moderne und Postmoderne zu bewahren vermag. Auf der anderen Seite von einem „flügellosen Fundamentalismus“ (wingless fundamentalism), der sich vor allem in exklusivem Denken, Dialogunfähigkeit und mangelnder Inkulturationsbereitschaft zeige. Es gelte, in der sakramentalen Verankerung in der Glaubensgemeinschaft wie aber auch im Dialog mit Schöpfung und gegenwärtiger Kultur und Technologie neue Ansätze für Glaubenserfahrungen zu vermitteln.

Unsere Zukunft gründet in unserer Herkunft. Die Kirche Jesu Christi wird in dem Maße Zukunft, d. h. Weite und missionarisch-befreiende Kraft haben, wie sie sich ihrer Ursprünge vergewissert und zugleich beflügeln lässt von Visionen, die Mut machen:

Vor allem aber scheint es mir wichtig, dass der persönliche Glaube sich „beflügeln“ lässt: Du hast Grenzen, die du nicht (mehr) überschreiten kannst. Aber du kannst zugleich in eine immer größere Freiheit voranschreiten. Die Prinzipien vom Vorrang der absoluten Beschleunigung sowie der „Marktfähigkeit“ sind eben doch nicht allgemeingültig. Die Vision vom fruchtbaren Erdreich, das langsames Wurzelschlagen erlaubt, sowie von der „gefüllten Zeit“ gehört zu den Grundvoraussetzungen unserer Glaubensgeschichte. Aber sie sind auch heute lebensspendend, ja auch erfahrbar: Dein Leben besteht nicht nur aus Teiletappen des Gelingens und Scheiterns in

Leistung, Produktion und Vermarktung. Auch Versagen, Scheitern und Misserfolg, ja auch Schuld können in der paulinischen Vision von der Gerechtmachung und von einer neuen Schöpfung eine Erfahrung von befreiender Gnade werden. Das Leben behält den Horizont einer je größeren Hoffnung. Ich kann immer neu beginnen. Du hast ein Ziel und eine Verheißung, die du mit der ganzen Schöpfung teilst. In Gottes Augen bleibst du schön und wertvoll. Dinge und vor allem Menschen haben nicht nur einen Preis. Sie haben ihren Wert. Und du kannst einen Beitrag leisten zu einer gerechteren und friedlicheren Welt. Denn du kannst lieben, weil du selber geliebt bist.

Was heißt „geistliche Fruchtbarkeit“?

Wir wissen oder ahnen zumindest doch alle, dass die Zukunft der Kirche und der Orden nicht in der Menge, in großen Werken und viel äußerem Einfluss liegt. Es geht nicht um Effizienz allein, sondern um eine „Fruchtbarkeit“, von der in den biblischen Gleichnissen vom Samen und vom Wachsen des Reiches Gottes die Rede ist. Wir sollten nicht von den „glorreichen alten Zeiten“ träumen und unsere Zukunft auch nicht an Kriterien der Vergangenheit messen. Wir sollten freilich auch nicht vorschnell die Flinte ins Korn werden und dabei womöglich noch von der „Kunst des Sterbens“ reden. Sicher: Vieles an den bisherigen Ordensleben stirbt ab. Aber es gibt schon in den Evangelien verschiedene Deutungen des Weges, den ein Samenkorn gehen kann: In den synoptischen Texten ist die Rede davon, wie manches auf unfruchtbaren Boden fällt, verdorrt und von den Vögeln des Himmels gefressen wird. Es gibt aber auch guten Samen und fruchtbaren Boden. Das Samenkorn, das in die Erde fällt und „stirbt“, ist eigentlich ja gar nicht tot, weil es weiterlebt in seinen Früchten.

Ich möchte Sie einladen, an eine solche evangeliumsgemäße Fruchtbarkeit unseres Lebensentwurfes zu glauben, auch wenn viele im Moment verwirrt sind und gern andere



Kriterien für unsere Zukunftsfähigkeit anlegen möchten. Wir dürfen unsere Gegenwart und Zukunft nicht ausschließlich und vorrangig mit den Kriterien der „Menge“ und „Effizienz“ messen, obwohl wir, wenn wir ehrlich sind, das ja immer gern tun. Zuweilen drehen sich unsere Kirchen und ihre Werke und auch Ordensgemeinschaften doch wohl zu sehr um sich selber. Sie entwickeln ihre Eigenlogik und erzählen dabei Geschichten wirklichen oder vermeintlichen eigenen „Erfolgs“. Was aber wirklich zählt, ist doch dies: die Verankerung im Geheimnis des lebendigen Gottes, die nachhaltige geistliche Fruchtbarkeit für Gottes gesamte Schöpfung, welche mehr durch das Lebenszeugnis als durch Worte besiegelt und beglaubigt wird. Wie aber kann das geschehen?

Wir brauchen eine Spiritualität, die das Geheimnis des Samenkorns kennt und lebt und weiter zu blicken imstande ist als wir sind. Ich möchte Sie weiter in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass wir das Schicksal des Wandels und des Absterbens oder auch der Verwandlung mit vielen heutigen Menschen teilen.

Unser Kontinent erlebt einen unaufhaltbaren, schmerzhaften Wandel. Die Industrie und in einigen Ländern auch teilweise noch vorhandene Agrargesellschaft erlebt Erosionen und strukturelle Umgestaltungen, für die es in der Geschichte keine Parallelen gibt. Erwerbsarbeit als Grundrecht und persönliche wie familiäre Grundsicherung sind für immer mehr Menschen keine Selbstverständlichkeit mehr. Trotz oder gerade wegen der technologischen und digitalen Vernetzung unserer Welt fallen immer mehr Menschen aus dem sozialen Netz heraus. Was bisher „Arbeitsgesellschaft“ hieß, wird zur Informations-, Freizeit-, Spaß- und Instantgesellschaft: „Alles immer überall, und zwar sofort.“ Der Verlust an realen und sinnerfüllenden Gestaltungsmöglichkeiten kann aber auf Dauer durch die Flut der digitalen und sonstigen Angebote des Marktes nicht aufgefangen und ersetzt werden. Die Unüber-

sichtlichkeit in den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Mitgestaltungsmöglichkeiten lässt Ohnmachtgefühle aufkommen. Dennoch ist – zumindest „virtuell“ – fast alles möglich.“. Zugleich erscheint aber fast nichts mehr als sicher, von Dauer, eines dauerhaften Engagements wert. Mehr und mehr geht die Rede um vom persönlichen und kollektiven „Egotrip“ sowie von der „Entsolidarisierung der Gesellschaft“. Das geht am Leben der Kirche, ihrer Gemeinden und Gemeinschaften natürlich nicht spurlos vorbei. Es ist nun von Seiten der Christen ein ganz kräftiger Einspruch gegen die „Religion“ des Marktes notwendig, die prophetische Erinnerung, dass der Mensch vor Gott Würde hat und nicht bloß Wert. Es gibt in diesen Jahren nichts Wichtigeres als die „Option für den lebendigen Gott“. Es gibt an der Schwelle zum neuen Jahrtausend nichts Wichtigeres zu tun, als Räume und Orte für Gotteserfahrung zu schaffen, der Begegnung, der Lebensqualität, der Solidarität aus dem Evangelium, der gemeinsamen Suche und Entscheidungsfindung in seinem Geist. Ich fürchte, dass wir uns als Christen zu häufig auf periphere Optionen verlassen. Die werden aber keinen Bestand haben und keine „Früchte bringen“, wenn wir uns nicht zunächst auf das Fundament unserer Existenz besinnen und uns seiner neu vergewissern.

Missionarischer Glaube – missionarische Kirche?

„Mission“ als Sendung, Weitergeben, Nicht-für-sich-selber-Dasein gehört zum Wesen der Kirche. Eine der wichtigsten Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils ist ja, dass die eine Kirche Jesu Christi als ganze und für alle Zeiten „missionarisch“ sein wird. D.h. vom Evangelium her dynamisch und kommunikativ. Dem „Leben der Welt“ verpflichtet. Die Zukunft des Universums gestaltend. Im letzten gehören „Mission“ und „Sendung“ aber zum Wesen Gottes selber: Er ist nicht nur der „Ferne“, Unnahbare. In Jesus von Naza-



reth ist er eingetreten in unsere Welt, in unsere Biographie, in die Geschichte unserer Völker und des ganzen Universums. Und in seinem Geist bleibt er bis ans Ende der Zeiten unter uns, in der Kirche, aber auch über ihre Ränder hinaus. Vielleicht in Erscheinungsweisen und Formen, die wir noch gar nicht als „Gegenwart des Geistes“ erkannt haben. Der Geist aber ist der Christenheit verheißt. Auf diesem festen Grund dürfen wir bauen. Es gilt deswegen auch, die gute Nachricht von einem lebensfreundlichen Gott und von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen und Kulturen weiter zu geben. Diese „Mission“ bleibt gültig. Sie wird in den gegenwärtigen Zeiten aggressiver Globalisierung und der Ausgrenzung der Schwachen sogar dringlicher denn je zuvor. Eben als „Globalisierung“ der guten Nachricht von Wert und Würde aller ohne Unterschied. Wir glauben daran, dass das Wort sogar eine ganz neue Leuchtkraft erweisen wird.

Die Mission, der die Orden verpflichtet sind, möchte ich so beschreiben: Mit Profil und dennoch dialogisch von Gott sprechen, der Leben und Zukunft und Menschenwürde verheißt. Von Jesus Christus, der in seiner „Mission“ von diesem Gott sichtbares Zeugnis gegeben hat. Gemeinden und lokale Kirchen bauen und stützen, die im Geiste Jesus selber Sauerteig, Salz der Erde, Orte befreien und befreienden Glaubens und darin Ferment ständiger Erneuerung und Heilung sein werden. Und eben nicht nur für die Kirche, sondern auch für Gesellschaft und die bedrohte Schöpfung. Bei missio ist es deshalb unser Bestreben, eine unserer „Kernaufgaben“, die Ausbildung von Priestern, Ordensleuten und anderen Hauptamtlichen so zu fördern, dass Botinnen und Boten Gottes und des Evangeliums, aber auch – gerade deswegen und auf diesem Fundament – Trägerinnen und Träger von Entwicklung, Werkzeuge des Friedens, Anwälte der Menschenwürde heranwachsen.

Der Glaube, wie wir ihn verstehen und weitergeben möchten, soll heilend und befreiend

sein. Nicht bedrückend, versklavend oder in Nischen vegetierend. Die Verkündigung des Evangeliums bei uns und anderswo, Glaube und Glaubensweitergabe sind „um Gottes willen“ Engagement für und Investitionen in eine lebenswerte Zukunft für alle ohne Unterschied. Und solche „Mission“ ist jedenfalls aus der Sicht von Christen „Grundlagenarbeit“: Wenn der Glaube lebt, wächst auch die Liebe, die den Namen Solidarität hat. Die eine Sendung des Geistes, von der wir zu sprechen haben, fächert sich auf in viele Dienste Und so gesehen ist, so glauben wir, Mission die „Folie“, die „matrix“, ja die „Seele“ von allen anderen Diensten, die im Auftrag der Kirche geleistet werden. Und eine solche Mission ist eben auch wie das Graben von Brunnen, weil viele, wir selber eingeschlossen, Durst nach Sinn, Leben und Gott haben. Eine solche Mission schärft den Blick für das, was kommt, und für das, worauf es in der jetzigen Weltzeit „ankommt“.

Zeit der Aussaat

„Zeit der Aussaat – Heute missionarisch Kirche sein“ – Unter diesem Titel haben unsere deutschen Bischöfe gegen Ende des letzten Jahres einen wichtigen Text veröffentlicht. Ausgehend von der religiösen Situation in den neuen Bundesländern lädt er alle Christinnen und Christen sowie unsere Gemeinden dazu ein, unsere Zeit der Kirchenferne, der wirklichen oder vermeintlichen Gottlosigkeit, der religiösen Sprachlosigkeit und des spirituellen Analphabetentums als „Gottes Zeit“ zu begreifen. Als Advent, der Verheißungen in sich birgt. Also – trotz aller gegenteiliger Zeichen – als Zeit der Hoffnung und des Wachstums von Gottes Reich. Auch bei uns.

Manche werden sich fragen: Ist das realistisch? Ist das nicht wie das berühmte „Pfeifen im dunklen Wald“, das sich selber Mut machen will? Ist es sowohl in der Gesellschaft des Westens wie in den Kirchen des Nordens nicht die Zeit der „Verwalter des status quo“?

Wo gibt es denn Anlass, an Aufbruch, gar an die Möglichkeit des „großen Wurfes“ zu denken? Von fern und nah tönt es doch, das Utopien und noch so gut gemeinte Visionen auf dem Markt der Postmoderne doch keinen Platz mehr haben. Die Nachfrage sei gleich Null.

Ich finde das Wort der Bischöfe von der Zeit der Aussaat passend und mutig. Passend, weil Christen sich gerade angesichts der Ängste und Unübersichtlichkeiten unserer Zeit ihrer Herkunft ver-„gewiss“-ern dürfen: In der Verkündigung Jesu wird das Kommen des Reiches, das Frieden und Gerechtigkeit bringen wird, eben nicht als triumphaler Handstreich oder als vorhersehbarer Erfolg in einer voraussagbaren Zeit beschrieben. Vielmehr als langsames Wachstum. In vielen Krisen und Widerwärtigkeiten. Oft in der Situation der Bedrängnis und der „Minderheit“ des Weizens mitten im Unkraut. Unsere Kirche ist, gerade in ihren Unvollkommenheiten und mit ihren Schattenseiten, „nur“ der Beginn des Wachstums. Sie ist nicht das Reich Gottes selber. Das biblische Bild vom Sämann ist heilsam in einer Zeit, wo manche von der Kirche einfach immer noch zu viel erwarten, sehr viele aber gar nichts mehr. Ich halte das Bild von der Saat, die ihre Zeit braucht und bekanntlich auch im Winter wächst, für tröstlich und ermutigend. Es erinnert daran, dass unsere christlichen Gemeinden, wiewohl sie mitten in der Gesellschaft ihren Platz haben, ihren Standort eben doch nicht von den kurzfristigen „Bedürfnissen“ dieser Gesellschaft und ihrer „Märkte“ her definieren. Sondern aus langfristigen Optionen, die einen langen Atem haben und aus tiefen Gewissheiten („Brunnen“) leben. Es geht heute darum, das Wort „missionarisch“ in neuer Weise positiv zu „besetzen“ und nicht länger als überholt, weil triumphalistisch und entweder durch die Kolonialpolitik oder durch penetrante Sektenprediger verdorben gelten zu lassen. Denn missionarisch – das bedeutet ja eben nicht, andere permanent anzupredigen und ihnen et-

was überstülpen zu wollen, wonach sie nie gefragt haben. Missionarisch ist eine Kirche oder Gemeinde vielmehr, wenn sie die freundliche, einladende und solidarische Gegenwart Gottes in ihrer Mitte sichtbar macht und in innerer Gewissheit und Freude einladend und „ansteckend“ ist. „Wer mit unserer Kirche zum ersten Mal in Berührung kommt, sollte damit rechnen dürfen, willkommen zu sein“. So formuliert es der Erfurter Bischof Joachim Wanke.

Das Wort der Bischöfe lenkt den Blick auf die Fragen, welche für die Zukunft der Kirche und des Glaubens wirklich entscheidend sind. Das sind dann eben nicht die Höhe der Kirchensteuern, die Schaffung neuer pastoraler Strukturen, auch nicht der Mangel an Priestern und Ordensleuten allein: Wichtig ist es vielmehr, dass Christinnen und Christen, wie es die französischen Bischöfe formuliert haben, sich trauen, „den Glauben ins Gespräch zu bringen“. Dialogisch, aber doch mit klarem Profil. Nicht als „Macher“ mit ausgeklügelten Strategien und mit viel Geld, sondern einladend, gastfreundlich, familiär. Von innen her werbend und ansteckend. Es geht darum, um Vertrauen zu werben und ein belastbares Netz von Beziehungen aus dem Glauben an den Auferstandenen zu knüpfen. Je mehr Männer und Frauen zu leben und zu bezeugen lernen, was ihnen im Glauben wichtig ist, um so besser für die Zukunft unserer Gemeinden. Ja, in Deutschland und Europa ist „Zeit der Aussaat“. Je tiefer unsere eigenen Quellen und Brunnen, um so fruchtbarer der Boden für Pastoral, Diakonie, Mission. Und auch für geistliche Berufe.

Auch in Zukunft ein Segen sein

„Ihr sollt ein Segen sein“ (Gen 12,2). Das Leitwort des kommenden Ökumenischen Kirchentages erinnert an den Aufbruch Abrahams und an die Verheißung, die an ihn erging. Wir hören dieses Wort in einem völlig veränderten Kontext. Viele Zeitgenossen, auch Christinnen und Christen, werden das



Wort „Segen“ zunächst als Chiffre innerhalb der kirchlichen Binnensprache vernehmen. Dabei fordert es doch auf, die Sendung der Kirche Jesu Christi sowie des einzelnen Gliedes, ja auch das Wort „Gott“ in ihr mutig neu auszusagen. In neuer Sprache. In neuen Formen und neuen Beziehungen zu einer äußerst komplexen Wirklichkeit. Das wird nicht leicht sein. Aber es liegt eine große Chance darin.

Mir will scheinen, dass das Wort „Segen“ und seine Ausfaltungen mehr denn je in Bildern der Beziehung zwischen Personen und auch in der Beziehung von Menschen zur Schöpfung ausgesagt werden muss. Segen hat deshalb in erster Linie nicht mit marktgängigen Kriterien wie Produktivität und Effizienz zu tun. Eher wohl mit Fruchtbarkeit von innen, geistig-geistlicher „Nachhaltigkeit“, Heilung, Ermutigung zum Leben.

Was das im Einzelnen bedeutet, ist vor allem an der Person Jesu und seiner Sendung abzulesen (vgl. Mt 9,36-10,8): Er kündigt eine neue Wirklichkeit (das „Reich Gottes“) an und lässt diese schon in wirksamen Zeichen sichtbar entstehen. Jesus selber ist in der Verbundenheit mit dem Vater ein Segen. Er lässt sich von der Not, Müdigkeit und Erschöpfung der Menschen um ihn anrühren. Kranke werden durch ihn gesund, Tote erstanden neu zum Leben, Aussätzigte werden rein, Dämonen müssen weichen. Und von Anfang an sammelt Jesus Menschen um sich, die diesen Dienst des Segens von ihm lernen und weiter tragen. Der Segen, der in der Sprache der Bibel von einem Menschen ausgeht oder der ein Mensch selber „ist“, lässt sich vergleichen mit einer inneren Kraft, die Gemeinschaft stiftet, Leben schenkt und fördert und erhält. Er ist wie eine Grundkraft, die tragfähige Beziehungen schenkt, Horizonte eröffnet, Zukunft ermöglicht. Ein Segen sein, das heißt damit auch schöpferisch sein. Kreativ an der Weiterführung des Planes Gottes mit seiner Schöpfung mit zu arbeiten.

Jesus hatte seine Sendung nicht aus sich selbst. Gott selber ist in seiner Einheit in drei

Personen und der Relation unter den drei Personen das „segnende“ Grundprinzip der Schöpfung, ihrer „Schönheit und Güte“, aber auch ihrer Sehnsucht nach Vollendung und Befreiung von Sünde und Tod (Röm 5). Jesus ist der sichtbare „Segen“ unseres Gottes über seine Schöpfung, und „in der Gemeinschaft mit Christus hat uns Gott mit allem Segen seines Geistes gesegnet“ (Eph 1,3). Der Geist, der bis zum Ende der Geschichte bei uns sein wird, erinnert zudem daran, dass Segen – eigentlich Gott selber – als schöpferischer Urgrund alle Wirklichkeit bis ins kleinste Molekül erfüllt. Wahrer Segen ist niemals Produkt menschlicher Leistung. Er wird geschenkt. Er kommt aus Gottes Hand, aus der Hand seiner schöpferischen Liebe. Er ist das Sichtbarwerden seiner Liebe und Zuwendung und Sendung. In vielen Männern und Frauen auch heute. Und nicht nur innerhalb der Kirche. Nicht nur im Christentum. Segen ist eine verborgene Kraft, aus der das Leben, Hoffnung, Zukunft erwächst. Christinnen und Christen und Kirchen, die heute bei uns und weltweit ein Segen sind – das sind nicht ihre kulturellen, karitativen und missionarischen „Leistungen“. Es geht vielmehr darum, sichtbar zu machen, dass Gott mitten in dieser Welt anwesend ist: Dass es eine durchaus „missionarische“ Spiritualität gibt, die Sehnsucht nach befreitem und geheiltem Leben wach hält. Dass es auch heute Menschen wie Abraham gibt und geben muss, die der Verheißung eines Gottes, der selber Leben und Segen ist, sehr viel zutrauen.

Was hält unsere Welt und unsere Gesellschaft zusammen? Wird es gelingen, weltweit mehr Gerechtigkeit zu schaffen? Ist es möglich, das Gewaltpotenzial in den Religionen in den Blick zu nehmen und mehr und mehr die heilenden, segnenden Kräfte aller Religionen zusammenzuführen? Wird es den Kirchen und Gemeinden bei uns gelingen, so von Gott zu sprechen und den Glauben so zu leben und weiter zu geben, dass dies zum Segen für alle und auch für die Schöpfung wird? Kirchen und Gemeinden und ein Kirchen-

tag, die sich aufmerksam hörend unter den Anspruch Gottes und seinen Segen stellen, werden Antworten auf diese bedrängenden Fragen finden.

„Segen“ – so hat es Dietrich Bonhoeffer an Pfingsten 1944 aus der Gefängniszelle in Berlin-Tegel an seine Braut Maria von Wedemeyer geschrieben – „Segen, das heißt: die sichtbare, spürbare, wirksam werdende Nähe Gottes. Segen will weitergegeben sein, er geht auf andere Menschen über. ... Es gibt nichts größeres, als dass ein Mensch ein Segen für andere ist. ... Nicht nur eine Hilfe, ein Gefährte, ein Freund, sondern ein Segen. Das ist viel mehr.“ „Polemisieren, Kritisieren, Befinden, Zerstören, das ist leicht und billig. Gewaltlos und mit Liebe zum Ganzen.“

„Fürchtet euch nicht“

Der Aufruf (Mt. 10, 26-43) ist verbunden mit der Aufforderung zum öffentlichen Zeugnis, wenn dafür die Stunde schlägt. Es ist die Aufforderung damit verknüpft, sich tapfer – gegenüber Feind wie Freund – der Wahrheit über Jesus und sein Reich zu stellen, wenn sie sich vor den Augen der Welt entfaltet. Es wird unmissverständlich auf die Furchtlosigkeit hingewiesen, welche die Jünger im Widerspruch und in der Verfolgung erfüllen soll. Es gibt – so die Botschaft – einen Grund für soviel Sicherheit: Ihr seid mehr wert als viele kleine Spatzen. Selbst alle eure Haare hat Gott gezählt. Du bist in Gottes Hand. Du bist geliebt. Du kannst heil werden. Sei offen für das, was kommen mag. Ich bleibe bei dir. Wie kann diese Botschaft aber in unsere Gesellschaft und Welt vermittelt werden? Eine Ursache der verbreiteten religiösen Sprachlosigkeit und des spirituellen Analphabetentums ist doch gerade die, dass es den Religionen und auch dem Christentum zu wenig gelingt, inmitten der Erfahrungen von Gewalt, Terror und Einsamkeit Erfahrungen zu vermitteln von Geborgenheit und Verlässlichkeit, von Verwurzelung in einem fruchtbaren Lebensgrund, dem auch Dürreperi-

den und Katastrophen im letzten nichts anhaben können, von Akzeptanz, belastbarer Freundschaft und von einem für alle gedeckten Tisch. Und ich wünsche mir solche Erfahrungen nicht allein in spirituellen Oasen oder gar esoterischen Biotopen, sondern als positive Kontrasterfahrung mitten in unserer widersprüchlichen, unübersichtlichen, bedrohlichen und bedrohten Welt und Schöpfung. Von Gott zu reden, ihn anzubeten, um das Kommen seines Reiches zu bitten und in unseren Gemeinden Erfahrungen von seiner Zuwendung und Fürsorge für den einzelnen Menschen wie für das Haus der Schöpfung zu machen oder zu vermitteln – das kann nicht gelingen, solange wir vor allem im Norden und Westen unserer Einen Welt – statt uns ständig und vorrangig mit dem „System“ Religion und Kirche und seinen unleugbaren Widersprüchen auseinander zu setzen – nicht zu einer Tiefenschau, d. h. zu einer Mystik des Alltags und der gläubigen Begegnung auch und gerade mit den von uns selber aus eigener Kraft nicht aufhellbaren Schattenseiten unserer persönlichen Existenz und unserer Welt finden.

Was wir – als Christinnen und Christen – in unserer von der Gewalt geprägten Welt dem Gefühl der ständigen Bedrohung, der Furcht vor der Zukunft, der Angst vor der Einsamkeit und dem eigenen Tod als alternative Erfahrung und heilende Kraft entgegenhalten können ist, meine ich, vor allem die Ehrfurcht. Die Ehrfurcht vor dem „Mehr“ an Leben, das erfahrbar aufscheint in den Friedfertigen, den Liebenden, den Solidarischen, den Hoffenden, auch den Märtyrern und Zeugen aller Religionen und Kulturen. Sie selber sind ein Abbild und eine Spur jenes Gottes, der die Welt zusammenhält und in diesem „unendlichen Plan“ jedem einzelnen Menschen, ja selbst noch einem Spatzen und einem Grashalm seinen Wert, seine Würde und seinen Platz zugewiesen hat. Eine solche Ehrfurcht kann eine Quelle von Kraft, Zuversicht und Gelassenheit sein. Was wir der Erfahrung von Ohnmacht und Chaos vor



allem entgegenhalten können, ist die Erinnerung an den Herrn und die Vergewisserung, dass sein Geist in allem, was geschaffen ist, anwesend bleibt. Jesus hat in der Verbundenheit mit dem Vater die eigene Einsamkeit und Todesfurcht bestanden. Das Brot, das wir in seinem Namen brechen, bleibt zwar immer auch das bleibende Symbol der zerbrochenen Schöpfung, der zerbrechlichen menschlichen Existenz und aller enttäuschten und zerbrochenen Hoffnungen in den Herzen der Einzelnen wie in der gesamten Menschheitsgeschichte. Zugleich ist es aber ein Vorgriff auf die neue Welt, in der die Angst keinen Platz mehr hat.

In einem Umfeld, in dem so viel von Beziehungs- und damit Hoffnungslosigkeit und von Fragmentierung die Rede ist, ist es weiter sehr wichtig, in der religiösen Sprache und in der Glaubensweitergabe die Dimension der engen Vernetzung alles Geschaffenen sowie eines gemeinsamen Urgrundes von Leben (und Hoffnung) zu betonen. Die Mystik des Pierre Teilhard de Chardin ist in diesem Zusammenhang aktueller denn je: „Tout se tient – Alles hängt zusammen“. Die Schöpfung geht weiter, auf größere Komplexität, aber auch auf größere Einheit zu. Mystik verstand Teilhard als die Teilhabe an der göttlichen Energie, der alles und alle erfüllenden Sphäre des Geistes, die das notwendige Gegengewicht ist zu einer Zugehörigkeit zu einer bloß äußerlichen Organisation, die nicht Trägerin von Geist und Leben ist. Ganzheitliche menschliche Entwicklung, das Knüpfen eines Lebensnetzes, das auffängt und dauerhaft trägt, ist ohne eine Seele, eine spirituelle Dynamik, nicht denkbar. Diese innere Kraft ermöglicht es uns, über den Tag und über die Angst des Augenblicks hinaus in der Hoffnung zu verharren zu leben und zuversichtlich an einer sinnvollen Zukunft nicht nur für uns, sondern für alle mit zu arbeiten.

Schlussbemerkungen

Die Kirche und ihre geistlichen Gemeinschaften sind „Geschöpfe“ des heiligen Geistes. Das zeigt sich am tiefsten in ihrer Sammlung um das Wort und in der Eucharistie. Daraus ergibt sich auch die je neue Sendung: Das Volk Gottes ist ja, wie K. Rahner gesagt hat, kein „Ofen, der sich selber wärmt“, sondern ein Werkzeug des Heils für die ganze Welt. Ein Sammlungsort, der einlädt, andere neugierig machen sollte auf Gott und auf alles, was er der Welt und der Schöpfung an Gutem noch bereit hält.

Die geistliche Lebenskultur, von der ich hier sprechen wollte, fußt auf der Überzeugung, dass Gottes Schöpfung, die Inkarnation seines Sohnes sowie die Sendung des Geistes nicht einmalige Ereignisse, sondern Prozesse sind, die in der Geschichte und in jedem einzelnen Menschen fort dauern, über das Jahr 2002 hinaus. Und eine christliche Kirche und Gemeinde, die aus tiefen Quellen schöpft, kann unserer Welt dann eine tiefe Gewissheit vermitteln, die niemand aus sich selber hat: dass die Geschichte keineswegs an ihr Ende gekommen ist, dass Gott weiter erschafft und dass die Zukunft – allen Unheilsspropheten zum Trotz – eine gute sein wird.

* Text eines Vortrags beim Ordenstag des Bistums Aachen am 18.07.2002 in Grefrath-Mülhausen.